

Tomke König

Familie heißt Arbeit teilen

Transformationen der
symbolischen Geschlechterordnung

HERBERT VON HALEM VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Tomke König

Familie heißt Arbeit teilen.

Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung

Analyse und Forschung, 75

Köln: Halem, 2020

ISBN 978-3-7445-0488-1

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2020 by Herbert von Halem Verlag, Köln

Unveränderter Nachdruck der Erstausgabe

erschienen im UVK Verlag, Konstanz, 2012 (978-3-86764-355-9)

EINBANDGESTALTUNG: Susanne Fuellhaas, Konstanz

EINBANDMOTIV: © Henkel Konzernarchiv

IDEE MOTIV: Thomas Kobusch

Printed in Germany

Herbert von Halem Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Schanzenstr. 22, 51063 Köln

Tel.: +49(0)221-92 58 29 0

E-Mail: info@halem-verlag.de

URL: <http://www.halem-verlag.de>

INHALT

Dank	9
Vorwort	11
I EINE INTERPRETATIVE ANALYTIK VON GESCHLECHTERARRANGEMENTS	
Gesellschaftlicher Hintergrund – theoretische und methodologische Überlegungen	13
1. Die paradoxe Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel der Geschlechterverhältnisse	14
2. Das geschlechtertheoretische Feld	19
3. Das Material	24
4. Die interpretative Analyse	29
4.1 Die Lesart der Interviews	30
4.2 Das Ziel der Analyse	34
5. Der Aufbau der Arbeit	36
II HAUSARBEIT SICHTBAR GEMACHT	
Arbeitsteilung jenseits von Selbstverständlichkeit und Naturalisierung	39
1. Der wissenschaftliche Diskurs	40
1.1 Die Hausarbeitsdebatte der 1970er-Jahre und das Ideal der guten Hausfrau	40
1.2 Die Illusion der Emanzipation in den 1990er-Jahren und das Ideal der gerechten Arbeitsteilung	44
1.3 Die aktuelle Krise der Reproduktionsarbeit und das Ideal der flexiblen Arbeitskraft	47

2.	Die Gleichzeitigkeit alter und neuer geschlechtlicher Praxen und der Strukturwandel von Hausarbeit	50
2.1	Klassische Zuständigkeit, wachsende Unzufriedenheit	51
2.2	Flexible Zuständigkeit, fortwährende Verhandlung	64
2.3	(Un-)flexible Arbeitskräfte	84
3.	Zusammenfassung der Ergebnisse	91
III	DIE SORGE UM DIE KINDER IM PRIVATEN	
	Mütter und Väter in einer geschlechtlich differenzierten und differenzierenden Sphäre	95
1.	Die mediale Debatte um das Elterngeld	98
1.1	Die Familie als rein private Angelegenheit	99
1.2	Das Kindeswohl hat höchste Priorität	106
1.3	Die Vereinbarkeit als individuelle Aufgabe	109
1.4	Gut ausgebildete Frauen sollen Karriere machen <i>und</i> Kinder bekommen	111
2.	Die geschlechtlich differenzierende Wirkung des Privaten	114
2.1	Die Freistellung der Frau von der Erwerbsarbeit	115
2.2	Die Freistellung des Mannes von der Erwerbsarbeit	134
2.3	Die Freistellung einer Familienernährerin für die Lohnarbeit	145
3.	Zusammenfassung der Ergebnisse	152
IV	EIN LEBENSWERTES LEBEN	
	Alle nach ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen!	155
1.	Frauen, die alles machen wollen	158
1.1	Eines ist zu wenig: Der Ausgleich von Tätigkeiten	158
1.2	Beides ist zu viel: Die widersprüchliche Logik der Praxisbereiche	161

2. Frauen und Männer, die alles machen wollen	168
2.1 Die Aufhebung geschlechtlich zugewiesener Praxisbereiche	174
2.2 Die Standards setzt, wer sich in <i>einem</i> Praxisbereich aufhält	184
2.3 Der Umgang mit den Grenzen des Machbaren	193
3. Zusammenfassung der Ergebnisse und Ausblick	198
V ORDNUNGEN FAMILIALER GESCHLECHTERARRANGEMENTS	205
1. Die Verbindung von Wandel und Persistenz in der Lebenspraxis von Paaren	206
2. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung	208
2.1 Die Zweigeschlechtlichkeit als natürlicher Grund der familialen Arbeitsteilung wird brüchig	208
2.2 Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit vervielfältigen sich	209
2.3 Die individuelle Aufhebung der Sphärentrennung unter den Bedingungen struktureller Persistenz	211
3. Die Geschlechterverhältnisse als Motor gesellschaftlicher Entwicklungen	214
VI LITERATURVERZEICHNIS	217
VII ANHANG	233
Frageleitfaden Paarinterview	233
Frageleitfaden Einzelinterview	235
Personenbogen	237
Transkriptionszeichen	238

I EINE INTERPRETATIVE ANALYTIK VON GESCHLECHTERARRANGEMENTS

Gesellschaftlicher Hintergrund – theoretische und methodologische Überlegungen

Die Soziologie hat in den vergangenen Jahrzehnten wiederholt das ‚Ende der Familie‘ verkündet. Doch auch wenn die Zahl der Singlehaushalte und kinderloser Paare zugenommen und die ‚soziale Bindekraft‘ von Institutionen wie Kirche, Vereinen, Parteien und eben Familie abgenommen hat, bleibt festzuhalten, dass es sie immer noch gibt: Paare, die eine Familie gründen. Tatsächlich ist das Leben im familiären Zusammenhang von Erwachsenen mit ihren Kindern nach wie vor das dominante Modell der privaten Vergesellschaftung.

Für jedes Paar hat die Familiengründung Folgen. Das Glück, mit Kindern zu leben, auf der einen Seite, die Infragestellung von mancher Selbstverständlichkeit, die es in der kinderlosen Zeit gab, auf der anderen. Paare verlieren durch Kinder einiges von dem, was ihnen lieb und teuer ist: die Exklusivität ihrer Beziehung, den relativ geringen Aufwand eines Zwei-Personen-Haushalts sowie die Autonomie der Partner_innen,¹ die vor allem auf ihrer beider Erwerbstätigkeit beruht. Spätestens mit dem ersten Kind werden Paare durch die neu entstehenden Beziehungen und die Mehrarbeit mit Fragen konfrontiert, die nicht nur die Organisation ihres Alltags, sondern auch das Geschlechterverhältnis berühren: Wer von beiden kümmert sich wann und wie viel um die Kinder? Wer übernimmt welche Hausarbeiten? Und nicht zuletzt, wer kann, will oder soll weiterhin in welchem Umfang einer Erwerbstätigkeit nachgehen?

1 Ich verwende die von Hermann (2003) vorgeschlagene Schreibweise mit Unterstrich, um mich von dem generalisierten Maskulinum abzugrenzen und „auf die sprachliche Verfasstheit der Zweigeschlechtlichkeit aufmerksam zu machen“ (Lorenz/Kuster 2007: 300). Dort, wo sich Sprecher_innen eindeutig als Frauen oder Männer positionieren, behalte ich eine eindeutige Schreibweise bei.

1. Die paradoxe Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel der Geschlechterverhältnisse

Im Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie ist die Antwort auf diese Fragen vorgegeben. Der Mann soll mit dem Einkommen seiner Erwerbsarbeit für die materielle Existenz der Familie sorgen. Die Frau soll neben der gesamten Hausarbeit eine Familienatmosphäre herstellen, die die Regeneration des Mannes sowie die Entwicklung der Kinder ermöglicht. Verschiedentlich wurde gezeigt, dass dieses Ideal für all diejenigen Familien Widersprüche verursacht, in denen das Einkommen des Mannes die materielle Existenz der Familie nicht sicherstellen kann. In diesen Fällen ist es von Beginn an nicht realisierbar. Nicht zuletzt aufgrund solcher Widersprüche ist erklärbar, warum die bürgerliche Kleinfamilie nie von allen Frauen und Männer als ‚gutes Leben‘ anerkannt wurde und es immer Versuche gab anders zu leben. So war die historische Phase äusserst kurz, in der dieses Familienideal tatsächlich von der Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder gelebt wurde. Dominant war es in der Nachkriegszeit und unter den Bedingungen fordistischer Vergesellschaftung.² In dieser Phase war der allein verdienende Mann Ideal und Realität zugleich. Seit den 1960er-Jahren aber haben vor allem die Frauen der Mittelschicht durch veränderte Ansprüche an ihre Berufsbiographien versucht, in ihren Beziehungen mit Männern andere Formen familialer Arbeitsteilung umzusetzen.

Obgleich die bürgerliche Kleinfamilie nur in einer kurzen historischen Phase empirisch dominant und darüber hinaus immer Gegenstand von Auseinandersetzungen war, galt sie doch lange Zeit als *hegemoniale Norm*, an der sich die Individuen orientiert haben – sei es in Form von Anpassung oder Abgrenzung – und an der alle anderen Familienformen gemessen wurden.³ Folgt man den demographischen Entwicklungen, wie sie die Familienforschung in den letzten 25 Jahren herausgearbeitet hat, verändert sich dieser normative Zusammenhang. Das Neue der gegenwärtigen Situation besteht darin, dass Optionen, wie sie die bürgerliche Familienordnung gerade nicht nahelegt oder auch normativ ausschließt, nun zugänglich sind und

2 Vgl. Kaufmann 1995, König 1996, Krüger 1993 und Lüscher 1988.

3 In den 1950er-Jahren galten Alleinerziehende und ihre Kinder beispielsweise als „unvollständige Familien“ und es wurden ihre Defizite gegenüber der „Normalfamilie“ beschrieben. Hintergrund war die Befürchtung, dass die nach dem Krieg verwitweten Mütter die Erziehung ohne Männer nicht hinreichend gewährleisten konnten. Das Fehlen der väterlichen Autorität, so wurde vermutet, erzeuge emotionale Schäden, abnormes oder kriminelles Verhalten. Vgl. Stiehler 2000.

mehr Akzeptanz finden.⁴ So löst sich der enge Zusammenhang von *Liebe und Ehe* allmählich auf. Menschen, die sich lieben und zusammen leben wollen, müssen nicht mehr notwendig heiraten und sie gehören auch nicht mehr notwendig zwei verschiedenen Geschlechtern an. Liebe legitimiert heute viele verschiedene Intimbeziehungen. Darüber hinaus ist *Sexualität und Fortpflanzung* gegenwärtig nicht mehr normativ aneinander gekoppelt. Die meisten Paare haben lange vor der Verstetigung ihrer Beziehung Sexualkontakt miteinander und verfolgen dabei nicht notwendig die Absicht, ein Kind zu zeugen. An die Stelle einer lebenslang andauernden, rechtlich institutionalisierten heterosexuellen Beziehung treten vermehrt unterschiedliche Phasen partnerschaftlicher oder familialer Arrangements, die diachron und/oder synchron miteinander verknüpft werden. Allerdings ist damit der Anspruch der Treue an die einzelne Beziehung noch nicht aufgehoben. Gängig ist vielmehr die „sequenzielle Monogamie“ (Schmidt et al. 2006). Wenn Paare heiraten, tun sie das nicht mehr nur wegen der Kinder und aus dem Gefühl heraus, dass zu einer Familie die Ehe gehört, sondern mitunter auch ‚nur‘, um die Ernsthaftigkeit ihrer Beziehung zu dokumentieren. Umgekehrt müssen Paare heute nicht mehr unbedingt heiraten, wenn sie Kinder kriegen (wollen). Das heißt: Die enge Koppelung von *Ehe und Elternschaft* ist aufgehoben. Schließlich scheint sich auch die früher konstitutive Verbindung von *Familie und Heterosexualität* zu lockern. Zunehmend werden auch gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern als Familie angesehen.

Es lässt sich also festhalten, dass zu dem klassischen heterosexuellen Kleinfamilienmodell neue Konstellationen hinzugekommen sind. Sei es die Patchwork-Familie, sei es das Alleinerziehermodell oder seien es gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern – sie alle sind heute nicht mehr nur die seltene Ausnahme, sondern mehr oder minder akzeptierte Teile des gegenwärtigen Spektrums an Familienformen. Insofern hat sich die Institution Familie nicht überlebt, sie hat sich vervielfältigt.

Darüber hinaus – und das ist für meine Untersuchung zentral – ist es nicht mehr selbstverständlich, wie Paare die in der Familie anfallende Arbeit aufteilen. Seit geraumer Zeit besteht in Studien zur familialen Arbeitsteilung Konsens darüber, dass es immer weniger konventionell vorgegeben ist, welche Arbeiten Frauen und Männer in einer Partnerschaft sowie in einer Familie übernehmen.⁵ Immer mehr Paare begreifen ihre Beziehung als Part-

4 Vgl. Kaufmann 1994 und Maihofer/Böhnisch/Wolf 2001.

5 Vgl. Blossfeld/Drobnic 2001, Born/Krüger 2001, Bürgisser 2011a/b, Gather 1996, Hui-nink/Röhler 2005, Kaufmann 1994, Koppetsch/Burkart 1999, Lenz 2003, Maihofer/Böhnisch/Wolf 2001, Maiwald 2009, Nentwich 2008 und 2000 sowie Notz 2004.

nerschaft von Gleichen, die sich darüber verständigen, wie sie die Haus- und Fürsorgearbeit sowie die Erwerbsarbeit organisieren wollen. Diese Veränderung hängt mit einer wachsenden Unabhängigkeit beider zusammen. Heute müssen zwei Lebensentwürfe gleichberechtigt miteinander vereinbart werden. Eine zentrale Rolle spielen aber auch veränderte Vorstellungen von Mutterschaft und Vaterschaft. Die Sozialisation der Kinder bleibt zwar eine zentrale Funktion von Familie,⁶ doch sie wird nicht mehr als alleinige und zentrale Aufgabe von Frauen angesehen. Das hat zum einen mit der steigenden Erwerbstätigkeit von Frauen/Müttern zu tun, zum zweiten mit dem veränderten Selbstverständnis von Männern/Vätern. Untersuchungen zur Vaterschaft weisen auf ein wachsendes Bedürfnis von Männern hin, sich aktiv an der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder zu beteiligen.⁷

Insgesamt zeichnet sich in den familialen Geschlechterarrangements also ein *Wandel* ab: Frauen und Männer können anders leben als es im Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie vorgesehen ist, ohne dabei von einer Norm abzuweichen.⁸ Es findet eine Pluralisierung von Normen statt. Gleichzeitig weisen aber vor allem statistische Indikatoren auf eine zähe *Persistenz* der geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung hin. So wird die Verantwortung für den Haushalt nur in einer kleinen Minderheit von Paaren tatsächlich geteilt, der Großteil der Hausarbeit wird noch immer von Frauen verrichtet.⁹ Und obwohl Frauen mittlerweile gleichen Zugang zum Bildungssystem und zum Arbeitsmarkt haben, arbeiten sie häufiger in Teilzeit als Männer, verdienen weniger und haben geringere Chancen, in hohe berufliche Positionen aufzusteigen.¹⁰ In der Forschung zur familialen Arbeitsteilung besteht gegenwärtig

6 Vgl. König 2002.

7 Vgl. Abel/Abel 2009, Baader 2006, Böhnisch 1997, Bürgisser 2011a/b, Fthenakis 1999, Grottian/Rüling/Kassner 2004, Jurczyk/Lange 2009, Matzner 1998, Schwiter 2011, Thiesen/Villa 2009, Wehner et al. 2010 und Rosenkranz/Rost/Vaskovics 1998.

8 Das gilt für die aufgezählten Aspekte allerdings in unterschiedlichem Maß. So sind verheiratete Paare ohne Kinder akzeptierter als homosexuelle Paare mit Kindern. Und es wird eher akzeptiert, wenn eine Krankenschwester trotz Mutterschaft weiter erwerbstätig ist als wenn ein Topmanager Elternzeit nimmt.

9 Laut Statistischem Bundesamt verwenden Frauen in der Bundesrepublik (in Paarhaushalten mit jüngstem Kind unter 18 Jahren im Haushalt) durchschnittlich 1.59 Std./Tag für Erwerbsarbeit, 4.16 Std./Tag für Hausarbeit und 1.36 Std./Tag für Kinderbetreuung. Männer verwenden dagegen durchschnittlich 5.12 Std./Tag für Erwerbsarbeit, 2.09 Std./Tag für Hausarbeit und 0.40 Std./Tag für Kinderbetreuung (vgl. BMFSJF 2006). Folgt man den jüngsten Ergebnissen einer OECD-Studie, so hält sich die Zuständigkeit der Frauen für Hausarbeit weltweit (OECD 2011).

10 Vgl. Allmendinger 2010, BMFSJF 2010, Engstler/Menning 2003, Ludwig et al. 2002, Nickel 2007, Strub/Bauer 2002 und Widmer/Kellerhals/Levy 2003.

tig eine Neigung, genau diese *Veränderungsresistenz der geschlechtlichen Arbeitsteilung* in den Blick zu nehmen. Bei der Suche nach Erklärungen hierfür dominieren drei Varianten, in denen auch die Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel jeweils unterschiedlich gedeutet wird.

Institutionelle Bedingungen im Fokus

In einem Erklärungsansatz werden die Persistenz geschlechtlicher Teilungsprinzipien sowie die Reproduktion von Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in der Familie mit weiterhin ungünstigen institutionellen Bedingungen begründet.¹¹ Zentrale Stichworte sind: das Geschlechterregime des jeweiligen Wohlfahrtsstaates und der Mangel an notwendigen gesellschaftlich zur Verfügung gestellten Ressourcen wie Kinderkrippen und Ganztagschulen; die Kompensation dieser mangelhaften Ressourcen durch privat geleistete Arbeit von Frauen; die nach wie vor bestehende Geschlechtersegregation des Arbeitsmarktes sowie die „Institutionalisierung von Lebensläufen“ (Krüger 1995). Insgesamt wird also die spezifische Struktur und Organisation von Institutionen wie der Familie, des Bildungssystems, des Arbeitsmarktes und des Versicherungssystems in ihrer Bedeutung für die Reproduktion geschlechtlicher Arbeitsteilung und familialer Geschlechterrollen betont. Geschlechtertypisierend wirksam sind diese Institutionen vor allem deshalb, weil sie in den Lebensläufen von Frauen und Männern unterschiedlich verschränkt sind. In dieser Perspektive erklärt sich die Gleichzeitigkeit von Veränderungen und Beharrungen der geschlechtlichen Arbeitsteilung durch eine Diskrepanz zwischen gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Vorstellungen der sozialen Akteur_innen. Man könnte auch von einem ‚cultural lag‘ sprechen, in dem die Individuen mit ihren Vorstellungen von egalitärer Partnerschaft und gerechter Arbeitsteilung den Strukturen der gesellschaftlichen Institutionen vorausseilen.

Geschlechternormen im Fokus

Ein zweiter Ansatz akzentuiert die weiterhin bestehende Wirksamkeit von Geschlechternormen. Im Vergleich zur ersten Perspektive dreht sich hier das Verhältnis von Persistenz und Wandel um.¹² Das zentrale Argument lautet hier: Zwar haben sich die Erwerbsbedingungen gewandelt, doch für Frauen und Männer ist es aufgrund ihrer Orientierung an herkömmlichen Geschlechternormen nicht möglich, die Arbeit im Haushalt egalitär zu tei-

11 Vgl. Arn/Walter 2004, Bürgisser 1998, Correll 2008, Daly/Lewis 2000, Dorsch-Schweizer 2005, Klammer/Klenner 2004, Leitner et al. 2004, Levy/Ernst 2002, Lewis 2004, Ludwig et al. 2002, Merz 1996, Peinl 2004, Pfau-Effinger 2000, Schenk 2000 und Stolz-Willig 2004.

12 Vgl. Born et al. 1996, Koppetsch/Burkart 1999 und Schulz/Blossfeld 2006.

len.¹³ Die Geschlechternormen sorgen selbst dann für Unterschiede, wenn beide Partner_innen erwerbstätig sind. Schulz/Blossfeld (2006) verdeutlichen dies am unterschiedlichen Umgang von Frauen und Männern mit der Fremdbetreuung ihrer Kinder. Während Frauen ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie aufgrund von Erwerbstätigkeit wenig Zeit für ihre Kinder aufbringen können, steigt für Männer, die im Beruf erfolgreich sind, „ihren Mann stehen“ und Geld verdienen, die Attraktivität als Partner und Vater. Denn diese Männer definieren „durch ihren Berufserfolg für die jeweils anderen Familienmitglieder den Lebensstandard und den Status (...). Das Engagement der (Ehe-)Männer im Beruf konfliktiert also nicht mit ihrer Familienidentität, sondern fördert diese sogar.“ (ebd.: 31)

Inkorporierungen im Fokus

Die dritte Erklärungsvariante verweist auf die Macht inkorporierter geschlechtlicher Verhaltensschemata. Einer der prominentesten Vertreter ist der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann. In „Schmutzige Wäsche“ (1994) stellt er die These auf, dass Frauen und Männer im Laufe ihrer biographischen Entwicklung gerade auch für alltägliche Tätigkeiten wie Wäsche waschen, Putzen, Kochen geschlechtliche Normen, Techniken und Gesten inkorporieren und so eine Art Körpergedächtnis ausbilden. In diesem „schlummernden Kapital aus inkorporierten Verhaltensschemata“ (ebd.: 65) sieht er einen zentralen Grund, weshalb viele Frauen bestimmte Arbeiten geradezu zwanghaft übernehmen oder trotz Zeitmangels akribisch ausführen, statt sie an andere zu delegieren – zum Beispiel an ihre Männer – oder effizientere Abläufe zu entwickeln. Kaufmann beschreibt die Frauen als „Gefangene persönlicher Verhaltensmuster“, die in einer „Falle“ (ebd.: 275) sitzen. Entgegen ihren eigenen Gleichheitsansprüchen fallen sie in traditionelle Formen der Arbeitsteilung zurück. Frauen müssen daher „vor allem gegen sich selbst kämpfen und haben dabei zu wählen, ob sie lieber mit ihrem Körper und ihrer Gegenwart oder mit ihrer Vorstellung von einem anderen Leben in Einklang stehen wollen“ (ebd.). Das, was die sozialen Akteur_innen denken – ihre Normen und Vorstellungen – schreibt sich demzufolge also weniger in den Körper ein als die Gesten, die in der Kindheit erlernt wurden. Letztendlich setzt sich das Körpergedächtnis also gegen die Gleichheitsidee durch und die Reproduktion traditioneller Muster vollzieht sich gleichsam hinter dem Rücken der Beteiligten.

13 Mit diesem Argument wurden auch die Grenzen der Einflussnahme von Familienpolitik auf die Entscheidungen und Handlungsweisen sozialer Akteur_innen herausgestellt. Vgl. Rülting 2007.

Auch wenn diese Perspektiven auf die familiäre Arbeitsteilung unterschiedliche Aspekte beleuchten, stellen sie doch alle die ‚Traditionalität‘ des gelebten Alltags von Familien in den Mittelpunkt. Auf die Weise verfehlen sie aber ein spezifisches Merkmal der aktuellen Geschlechterverhältnisse. Sie zeichnen sich gerade durch eine paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz aus. Wie Maihofer (2007a) gezeigt hat finden parallel zu der (Re-)Produktion von Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern Entwicklungen der Enttraditionalisierung, Individualisierung und Pluralisierung der Geschlechterverhältnisse statt.¹⁴ Eine eindeutige Beschreibung in die eine oder andere Richtung – für den Wandel *oder* für die Persistenz – ist von daher weder notwendig noch sinnvoll. An diesem Punkt setzt meine Untersuchung an: Widersprüchliches und Gleichzeitiges sollen nicht aufgehoben, sondern zum Gegenstand der Analyse gemacht werden. *Aus einer Perspektive, die sich auf die Logik und (Ir-)Rationalität der Handelnden einlässt, untersuche ich, wie die Veränderungen und Beharrungen in der alltäglichen Lebenspraxis der sozialen Akteur_innen konkret miteinander verbunden sind.* Die zentrale Frage ist: Welche Effekte haben die paradoxen Verbindungen von Kontinuitäten und Diskontinuitäten auf Geschlecht und Geschlechterverhältnisse?

2. Das geschlechtertheoretische Feld

Um die gestellten Fragen beantworten zu können, müssen die verschiedenen Aspekte einbezogen werden, die „Geschlecht als Existenzweise“ (Maihofer 1995) ausmachen: das Handeln, das Denken, das Fühlen und die Wahrnehmung. Ich untersuche also, was Frauen und Männer in ihren praktischen Lebenszusammenhängen *als Frauen* und *als Männer* tun. Und ich beschreibe, welches Verständnis sie von diesen Praxen haben: Welche Kriterien, Normen, Motive und Begründungen formulieren Frauen und Männer für ihr Tun? Schließlich frage ich, wie die sozialen Akteur_innen ihre Lebenssituation als Frau oder Mann, als Eltern, Partner_innen und erwerbstätige Menschen wahrnehmen.

Der zentrale Punkt ist dabei, dass Handeln, Denken, Fühlen und Wahrnehmung in der theoretischen Konzeption von Geschlecht als Existenzweise als gleichrangige Dimensionen gelten. Zwischen ihnen bestehen nicht nur Wechselwirkungen, vielmehr werden sie als gleichursprünglich gedacht

14 Von Kortendiek wird die Familie als „der Kristallisationspunkt“ bezeichnet, „an dem ambivalente Beziehungen zwischen Traditionalisierungseffekten und Modernisierungsprozessen von Geschlecht deutlich werden“ (Kortendiek 2008: 439).

(Maihofer 1995: 84) und sind alle gleichermaßen konstitutiv für Geschlecht.¹⁵ Mit dem Begriff der Existenzweise grenzt sich Maihofer von drei Auffassungen von Geschlecht ab. Erstens sei Geschlecht nicht ein „bloßes Bewusstseinsphänomen“, das sich als „ein Set von Vorstellungen, Bildern, Stereotypen und Verhaltenserwartungen“ lediglich in den Köpfen der Leute abspiele. Geschlecht habe eine „materielle Existenz“. Zweitens sei Geschlecht nicht lediglich ein „Effekt von Darstellungen, Wahrnehmungen und Rollen“, es bleibe den Individuen nicht äußerlich, sondern besitze eine gewisse historisch entstandene Konsistenz, es sei „gelebte körperliche und seelische Materialität“. Drittens sei Geschlecht als Geschlechtsidentität kein „vornehmlich psychisches Phänomen“, auch die Geschlechtsidentität habe eine „körperliche, gesellschaftlich-kulturelle Materialität“ (ebd.: 84). Auf diese Aspekte der Materialität verweist Maihofer, ohne dabei auf eine natürliche Basis des Geschlechts zu rekurrieren. Zusammenfassend hält sie fest:

„Insoweit stellt diese Auffassung von ‚Geschlecht‘ eine begriffliche Balance zwischen Natur und Kultur, Körper und Geist, Materie und Bewußtsein her. ‚Geschlecht‘ ist nun eine komplexe Verbindung verschiedener historisch entstandener Denk- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und -formen, sowie gesellschaftlicher Verhältnisse und Institutionen, eben eine historisch bestimmte Art und Weise zu *existieren*.“ (ebd.: 84f., Herv. i. O.)

In dem Begriff der gesellschaftlich-kulturellen Existenzweise wird Individuelles und Strukturelles nicht als getrennt verstanden, vielmehr ist in ihm „die strukturelle Ebene individueller Existenz wie die je besondere Einzigartigkeit des Individuums präsent“ (ebd.: 85). Maihofer versteht die Existenz von Frauen und Männern also als gesellschaftlich bedingt, ohne damit die Möglichkeit individueller Veränderung auszuschließen. Hinzuzufügen ist, dass die Strukturen nicht jenseits der sozialen Akteur_innen existieren. Damit eine strukturelle Ordnung (hier die symbolische Geschlechterordnung) dauerhaft bestehen kann, muss sie in den Handlungen der Individuen be-

15 Mit dem Begriff der Existenzweise knüpft Maihofer an den Versuch Louis Althusser's an, die „materielle Existenz“ (Althusser 1977: 136ff.) von Ideologie zu erfassen. Althusser setzt diese Auffassung einer verkürzten Vorstellung von Ideologie als falsches Bewusstsein entgegen und versucht die damit verbundene idealistische Trennung von Ideal und Wirklichkeit aufzuheben. Von besonderer Bedeutung im Kontext dieser Arbeit ist das Beispiel der Gleichheit, an dem Maihofer die materielle Dimension einer Idee illustriert. „Die Idee der Gleichheit ist danach keineswegs eine bloße Bewußtseinsform oder Idee, die nur in unseren Köpfen existiert, wie das traditionelle Normverständnis suggeriert. Die (Idee der) Gleichheit ‚hat‘ vielmehr eine *materielle Existenz*; in gesellschaftlichen Institutionen, Verhältnissen, Verfahrensweisen, in Körperpraxen etc.“ (Maihofer 1995: 83, Herv. i. O.)

ständig wiederholt werden.¹⁶ Wie sich das Verhältnis „zwischen individueller Einzigartigkeit und gesellschaftlich hegemonialen Denk-, Gefühls- und Körperpraxen“ (ebd.: 107) genau gestaltet, ist nach Maihofer noch offen und muss im Rahmen einer zu begründenden „gesellschaftskritischen feministischen Geschlechterforschung“ (ebd.) präzisiert werden.

Eine mögliche Präzisierung dieses Verhältnisses findet sich in Bourdieus Theorie männlicher Herrschaft.¹⁷ In „Die männliche Herrschaft“ (Bourdieu 2005) konzipiert Bourdieu das Verhältnis von Individuellem und Strukturellen über die Wirkungsweisen des Symbolischen bzw. die Wirksamkeit symbolischer Gewalt. Ausgangspunkt ist für Bourdieu die Tatsache, dass die bestehende „Weltordnung“ (ebd.: 7) in der Regel ohne großen Widerspruch von den Menschen respektiert wird. Es sei erstaunlich, dass sich

„die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Rechten und Bevorzugungen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten, von einigen historischen Zufällen abgesehen, letzten Endes mit solcher Mühelosigkeit erhält und daß die unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel und sogar natürlich erscheinen können.“ (ebd.)

Dieses „Paradox der Doxa“, wie er es nennt, ist in seinem gesamten Werk von zentraler Bedeutung. In seinem Spätwerk erkennt Bourdieu in der männlichen Herrschaft allerdings „das Beispiel schlechthin für diese paradoxe Unterwerfung“ (ebd.: 8).

„Es ist jene sanfte, für ihre Opfer unmerkliche, unsichtbare Gewalt, die im wesentlichen über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennens, des Anerkennens, oder, äußers-tenfalls, des Gefühls ausgeübt wird.“ (ebd.)

Mit der Betonung der symbolischen Gewalt will Bourdieu die Rolle physischer Gewalt keineswegs verharmlosen. Dieses Konzept soll nicht zum

16 Damit löst sich das Problem auf, welches Levy/Ernst (2002) bezüglich „endogener Erklärungsansätze“ beschreiben. Es bestünde in diesen Ansätzen die Gefahr, die vorherrschende individualistische Kultur in gegenwärtigen Gesellschaften zu verstärken und Strukturblindheit zu fördern (vgl. ebd.: 129). Dieses Problem besteht nur, wenn man Struktur als etwas begreift, was jenseits der Individuen existiert. Wenn man davon ausgeht, dass die Geschlechterverhältnisse im Handeln, Denken und Fühlen von Individuen erzeugt und bearbeitet werden, gibt eine Untersuchung der inneren Logik von Paarbeziehungen Aufschluss über zentrale Strukturelemente gegenwärtiger Vergesellschaftung.

17 Die folgenden Gedanken wurden mit Ulle Jäger und Andrea Maihofer entwickelt und finden sich in Jäger/König/Maihofer 2012.

Vergessen der Tatsache führen, dass Frauen geschlagen, verletzt und ausgebeutet werden (vgl. ebd.: 64). Entscheidend ist, dass Bourdieu „symbolisch“ nicht als Gegensatz „zu real und effektiv“ (ebd.) versteht. Die symbolische Gewalt gilt ihm nicht als rein „geistige“, die „ohne reale Auswirkungen“ bleibt (ebd.). An der Funktionsweise der männlichen Herrschaft zeige sich vielmehr genau die materielle Existenz und Realität des Symbolischen.

Zentraler Mechanismus der Reproduktion männlicher Herrschaft ist in seiner Konzeption die Herausbildung eines geschlechtlichen Habitus. Zu Beginn seines Werkes definiert Bourdieu den Habitus (noch ohne geschlechtliche Dimension) in Anlehnung an den Begriff der generativen Grammatik von Noam Chomsky (1965) zunächst als ein „System verinnerlichter Muster, die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen – und nur diese“ (Bourdieu 1970: 143). Diese Muster sind sozial bestimmt und damit grundsätzlich veränderbar. In späteren Arbeiten hebt Bourdieu die besondere Bedeutung des Körpers sowie der Inkorporierung hervor, über die der Habitus verinnerlicht wird (Bourdieu 1987 und 1989).¹⁸ In „Die männliche Herrschaft“ (Bourdieu 2005) schließlich wird der gegenwärtige Habitus als immer schon vergeschlechtlichter Habitus gedacht.

Bourdieu stützt diese These mit dem Verweis auf den Androzentrismus, also die patriarchale binär-hierarchische heteronormative Einteilung der Geschlechter. Der Androzentrismus sei *das* vorherrschende Strukturprinzip in der bürgerlich-kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft. Die herrschenden Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata sind Bourdieu zufolge androzentrisch konstituiert. Als „historische Transzendentalien“ (ebd.: 63) strukturieren sie die Art und Weise, wie die Menschen gegenwärtig in westlichen Gesellschaften wahrnehmen und erkennen (zum Beispiel andro- und phallogozentrisch, binär-hierarchisch, heteronormativ). Und sie prägen das Fühlen und Handeln sowie die Körper(praxen) grundlegend, zum Beispiel als phallichzentrierte heterosexuelle Sexualpraktiken (ebd.: 41).

Diese historischen Transzendentalien garantieren Bourdieu zufolge eine „zirkelhafte Kausalbeziehung“ (ebd.: 23) von (V)Erkennen und Anerkennen: Der Glaube an eine binär-hierarchische, heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit als natürlicher und legitimer Grund der patriarchalen Gesellschaftsordnung ist zentraler Effekt der symbolischen Gewalt und wesentliches Element der Reproduktion männlicher Herrschaft.

Die Herausbildung eines geschlechtsspezifischen Habitus ist dabei keine Möglichkeit, sondern eine normative Anforderung. Es besteht ein Zwang

18 Vgl. Jäger 2004.

zur Vergeschlechtlichung. Die Individuen müssen sich geschlechtlich differenzieren. Sie sind einer unablässigen „Sozialisationsarbeit“ (ebd.: 90) unterworfen, „die sie dazu bringt, sich zu unterscheiden, indem sie sich vermännlichen und verweiblichen“ (ebd.: 147). Hierzu ist es nötig, all das abzuspalten, was nicht dem Ideal des jeweiligen Geschlechts entspricht. In diesem Prozess müssen die Teile des Selbst abgewehrt werden, die das eigene Geschlecht und (s)eine heterosexuelle Orientierung in Frage stellen. Die symbolische Ordnung etabliert somit nicht nur einen Unterschied zwischen dem Denk- und Undenkbaren, sondern auch zwischen dem für einen Mann oder eine Frau je nach gesellschaftlicher Lage Leb- und Nicht-Lebbaren.

Diese Konzepte zielen auf die Erklärung der Persistenz traditioneller Geschlechterverhältnisse. Doch Bourdieu denkt auch in die andere Richtung, indem er nach den Bedingungen für Veränderungen fragt. Eine grundlegende Überwindung der bestehenden Geschlechterverhältnisse ist Bourdieu zufolge nur durch eine „dauerhafte Umwandlung der inkorporierten Kategorien (der Denkschemata)“ (ebd.: 206) möglich. Nur dadurch verlören die bestehenden gesellschaftlichen Teilungsprinzipien ihren Status als „unbestrittene, naturgegebene Realität“ (ebd.: 206). Für eine Veränderung der Dispositionen von Frauen und Männern als Beherrschte und Herrschende reicht es jedoch nicht aus, auf der Ebene des Bewusstseins anzusetzen, weil dieses immer schon vergeschlechtlicht und vermittelt über den Habitus mit Strukturen verschränkt ist. Eine „symbolische Destruktions- und Konstruktionsarbeit neuer Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien“ (ebd.: 209f) kann daher nur über eine „radikale Umgestaltung der gesellschaftlichen Produktionsbedingungen“ dieser Dispositionen durchgesetzt werden (ebd.: 77). Das bedeutet, dass erst mit grundlegenden Veränderungen insbesondere in Familie, Schule, Staat als zentrale „gesellschaftliche Produktionsbedingungen“ dieser Dispositionen (ebd.: 145) das zirkuläre Reproduktionsverhältnis der patriarchalen Geschlechterordnung durchbrochen werden kann. Im Anschluss an das Konzept der männlichen Herrschaft sind für die Frage nach Wandel und Persistenz der bestehenden Geschlechterverhältnisse mithin Bereiche und Prozesse zentral, in denen die Doxa entkräftet wird.

Insgesamt stellt Bourdieu in „Die männliche Herrschaft“ vor allem Persistenzen fest und sieht nur wenig Spielraum für Veränderung. Als Beispiel für einen Wandel identifiziert er den Bereich der Sexualität, in dem die Doxa entkräftet und der „Raum der Möglichkeiten“ (ebd.: 156) erweitert wurde. In meiner Untersuchung wird ein anderes Kernstück der symbolischen Geschlechterordnung fokussiert: die Zuweisung der Sphären mit ihren verschiedenen Arbeitsformen. Meine zentrale Frage ist, wo in diesem Bereich gegenwärtig die Grenze des Machbaren oder Nicht-Machbaren, des

Selbstverständlichen oder Udenkbaren, des Normalen oder Ungewöhnlichen (ebd.: 101) verlaufen.

Um dies am Material bestimmen zu können, werde ich analysieren, wie sich Frauen und Männer auf die sozialstrukturellen Bedingungen ihrer Existenz sowie auf die normativen Vorgaben der binär-hierarchischen heteronormativen Geschlechterordnung beziehen. Rekurrieren sie affirmativ oder widerständig auf die Gesellschafts- und Geschlechterordnung? Wie positionieren sie sich in anderen gesellschaftlichen Diskursen, die die Geschlechterverhältnisse im Privaten regulieren? Welche Vorstellungen von Geschlecht, von Weiblichkeit/Mütterlichkeit und Männlichkeit/Väterlichkeit werden in diesen diskursiven Praktiken ermöglicht und welche werden verhindert? Schließlich: Welche Bedeutung haben die unterschiedlichen Arten Frau und Mann zu sein für die binär-hierarchische heteronormative Geschlechterordnung? Reproduziert sie sich in den Transformationen lediglich oder zeichnet sich eine Ordnung ab, die auf anderen Prämissen beruht?

3. Das Material

Eine makrosoziologische Betrachtungsweise kann die von mir aufgeworfenen Fragen nicht beantworten. Um die Logik der Praxis von Paaren sichtbar zu machen nehme ich eine mikrosoziologische Perspektive ein. Notwendig sind detailreiche Erzählungen, in denen sich etwas über die alltäglichen Handlungsweisen von Paaren und ihr Verständnis von diesen erfahren lässt. Mein Datenmaterial besteht deshalb aus qualitativen Interviews mit Paaren, die in einem gemeinsamen Haushalt mit Kindern leben.

Wie aber bringt man Paar dazu, ausgiebig über ihren Alltag, ihre Praxen, Auseinandersetzungen und Arrangements zu berichten? Fragt man sie, wie es dazu gekommen ist, dass sie die in ihrer Familie anfallende Arbeit so teilen, wie sie es zum Zeitpunkt des Interviews tun, lautet die häufigste Antwort: „Es hat sich so ergeben“.¹⁹ Damit bringen die Paare die Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, mit der familiäre Geschlechterarrangements entstehen. Paare machen sich im Alltag nicht ständig bewusst, warum wer welche Arbeit in welchem Umfang in der Familie übernimmt. Zudem wird aus den banalen Tätigkeiten wie einkaufen, kochen, Putzen, aufräumen und sich um die Kinder kümmern keine spannende Geschichte mit einem klaren Anfang, Höhepunkt(en) und einem Ende. Es handelt sich dabei nicht um außergewöhnliche Ereignisse, die es wert sind, mitgeteilt zu werden.

19 Vgl. Kaufmann 1994, Koppetsch 1998 und Lenz 2003.